

"Abwertung der Sprachkultur am Radio"

Autor(en): **E. B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **14 (1958)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hebräisch zu suchen. Hebräisch ist auf deutschen Landstraßen nicht gesprochen worden, sondern nur Jiddisch, und lediglich dieses ist die Wurzel von einem Teil des Jenischen.

Das *Romani* ist gleichfalls eine voll ausgebildete und noch dazu sehr alte Sprache indischen Ursprungs. Als Literatursprache steckt es noch in den Kinderschuhen. Der bekannteste zigeunerische Schriftsteller ist Matéo Maximoff, der in Frankreich lebt. Er schreibt in Französisch und Romani. Das Romani hat sich, da ihm das zusammenhaltende Band eines regelnden Schrifttums stets gefehlt hat, zu einer erheblichen Anzahl von „Dialekten“ auseinanderentwickelt. Sie unterscheiden sich teilweise sogar in Grammatik und Syntax, so daß einige davon eigentlich bereits wieder verselbständigte Sprachen darstellen. Deutschland ist lange Zeit in der Romanophilologie führend gewesen. Den darin sehr bedeutenden Richard Pischel hatte Kluge für das Bearbeiten der Romani-Wurzeln in seinem projektierten rotwelschen Wörterbuch vorgesehen.

(Fortsetzung folgt)

„Abwertung der Sprachkultur am Radio“

Das Echo

Um dem Wunsch vieler Leser nachzukommen und um unserem eigenen Mißbehagen Luft zu machen, haben wir im letzten Heft (1957, Nr. 6, S. 185) auf einige Mängel des Nachrichtendienstes hingewiesen. Das Echo auf diese Äußerungen war ungewöhnlich stark, und zwar haben die meisten „widerhallenden“ Stimmen unsere Ansicht unterstützt.

Zu unserer Freude hat sich auch *Prof. Dr. Bruno Boesch*, der Vorkämpfer für eine bessere Aussprache, zum Wort gemeldet. Er schreibt u. a.: „Ich bin mit Ihnen einverstanden, daß hier vieles nicht in Ordnung ist, glaube aber nicht, daß man einfach auf den ‚Siebs‘ hinweisen darf. Das Radio verlangt eine je nach Situation differenzierte Sprechweise.“ Er verweist dann auf seinen Vortrag vor den Radiosprechern und auf den Beitrag in der „Schweizer Radio-Zeitung“ (29. Sept. 1957). Wir entnehmen diesem wichtigen Programm der Sprachkultur folgende Sätze: „Wir meinen dabei nicht, daß mit der Betonung unserer schweizerischen Eigenart jede Freiheit gegenüber der Hochsprache

erlaubt sei: wir beweisen das Gegenteil mit unserer Wegleitung, die viel verlangt; nicht alles, was Siebs vorschreibt, aber das meiste, und dies für ganz und mit Nachdruck. Aber man reize uns nicht mit Lautungen (wir haben sie in unserem Büchlein „Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz“ aufgezählt), die uns an einem Schweizer gegen den Strich gehen, weil wir sie als typisch deutsch empfinden.“

Dies ist wohl die Formel, auf die man sich ohne weiteres einigen kann. Wir haben sie in unserer Kritik mit dem Satz angedeutet: „Daß unsere Sprecher bewußt in einigen Sonderheiten von den Sprechern in Deutschland abweichen, ist wohl zu vertreten.“ Zu diesen Sonderheiten kann (auch nach Prof. Boesch) die Gleichsetzung des ich- und des ach-Lautes nicht zählen. Wir haben es ja im vergangenen Jahre erleben müssen, daß ein Sprecher während Monaten völlig ungestraft „Wascht und Nascht und nischt“, statt „Wacht und Nacht und nicht“ gesprochen hat, so daß man nach jeder Nachrichtensendung mißmutig das Liedchen „Wasch auf, wasch auf, mein Vaterland!“ anstimmte. Auch die Gewohnheit, jede *Zwei* als *zwo* auszusprechen, gehört kaum zu den wünschenswerten schweizerischen Eigenheiten.

Daß es für die Studios unmöglich ist, alle Wünsche der Hörer zu befriedigen, zeigt die folgende Einsendung. Wir sind zwar mit ihren Schlüssen nicht ganz einverstanden, veröffentlichen sie aber gerne, um die schwierige Lage unserer Radioleute darzulegen.

Erlebnisse eines Radiomannes

Als ich im letzten „Sprachspiegel“ den an die Radioleute verschwendeten Rüffel gelesen hatte, schmunzelte ich vor mich hin — nicht besonders erheitert, sondern eher mit einem etwas bitteren Lächeln. Grundsätzlich und vor allem theoretisch hat jeder einzelne Kritiker recht, der den Radiosprechern am Zeuge flickt: man hat seine Konzession zu Jahresanfang bezahlt und darf nun verlangen, in jeder Hinsicht einwandfrei bedient zu werden! In der Praxis ist es aber leider so, daß Ansprüche und Bedienung einander immer zuwiderlaufen werden. Ich wage sogar die Behauptung: auch der beste, in allen Belangen ausgebildete Radiosprecher wird keine einzige Minute lang die deutschsprechenden Hörer in der Schweiz zufriedenstellen können. Er mag sich genau an den alten Siebs halten oder an ein nationalrätliches Vorbild, er mag wienern, preußeln oder rheinländern — immer wird man ihn anöden und ihm vorwerfen, sein Deutsch genüge nicht einmal den geringsten Anforderungen, er täte besser daran, sich bei der nächsten Brauerei als Bierfuhrmann anstellen zu lassen. Dort sei er eher am Platze als im Radio, dem Schaufenster schweizerischer Kultur.

Lächerliche Übertreibung? Nein, in keiner Weise! Ich genoß nämlich den Vorzug, acht Jahre lang in einem Radiostudio arbeiten zu dürfen, und dort habe ich reichliche Erfahrungen gesammelt. Wenn ich jetzt eine einzige davon zum besten gebe, so geschieht dies ohne Bewilligung der betreffenden und betroffe-

nen Direktion. Ich schwatze gleichsam aus der Schule und riskiere, zur Abwechslung einmal von der Radioseite her gerüffelt zu werden.

In unserem Studio hatte man sich zum Entschluß durchgerungen, den männlichen Sprechern und ihren sonoren Stimmen eine weibliche Kraft beizugesellen — einen melodiosen, weichen, klingenden Sopran. Dieser Sopran gehörte einer der besten Schauspielerinnen unseres Stadttheaters, und ich erkläre hiermit ehrenwörtlich, daß ihr Deutsch in jeder Hinsicht untadelig war. Weder Berlin, noch Köln, noch Wien, noch Zürich schlug durch; Siebs selber hätte diese seine Jüngerin gerührt ans Herz gedrückt und ihr ein Kompliment ins Ohr gestammelt.

Wie aber reagierte der schweizerische Hörer, als ihn die neue Stimme zum erstenmal erreicht hatte?

Zuerst einmal rief er uns an — telephonisch — und begehrte zu wissen, ob wir nun ganz von Gott verlassen seien. Eine Sprecherin „von draußen“ anzustellen und ihr am Mikrophon die schweizerischen Belange anzuvertrauen, das sei eine glatte Beleidigung und sollte eigentlich mit Ohrfeigen quittiert werden! — Als diese dunklen Drohungen nichts fruchteten, griff der Hörer zur legendären Feder und vermittelte uns seine Meinung auf schriftlichem Wege. Sie ließ an Sachlichkeit alles, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Ich zitiere wörtlich aus meinen Notizen von anno dazumal: „Wenn dieses affektierte Naziweib noch ein einziges Mal sein Maul aufreißt im Studio Bern, komme ich hinunter an die Schwarztorstraße und schlage Euch Eure wacklige Tonbude kaputt!“

(In Klammern: Unsere neue Sprecherin besaß einen uralten schweizerischen Heimatschein, und die Nazis waren ihr genau so verhaßt wie Ihnen und mir. Trotzdem sprach sie vor dem Mikrophon ein korrektes, geschliffenes Deutsch. Sie konnte und wollte nicht anders.)

Wir führten nun einen langen, erbitterten Kampf gegen unsere unduldsamen Hörer. Vielleicht wären wir aus diesem Kampf als Sieger hervorgegangen, hätte sich nicht im entscheidenden Augenblick die Presse eingeschaltet. Am schärfsten nahm uns eine baselstädtische Zeitung aufs Korn. In zahllosen Artikeln durften ihre Leser sich austoben, und unsere Sprecherin wurde jeden Tag von neuem grausam zerrissen, abgekanzelt, lebendigen Leibes geschunden und gefoltert wie ein Sioux am Marterpfahl. Vorwerfen aber konnte man ihr nur eines — ihre sorgfältige, in jedem Wort korrekte Aussprache des Hochdeutschen.

Das Ende vom Lied: unsere Direktion gab nach, schweren Herzens und zähneknirschend. Die Sprecherin wurde geopfert. Unauffällig verschwand sie aus dem Ansagerdienst, und an ihre Stelle traten wieder die wackern Männer mit dem knarrenden R und dem kehligen Ch . . ., jene Männer, die mit der Meteorologischen Zentralanstalt nie fertig werden und die alles auf Erden „rölativ“ finden.

Wollen wir uns darüber ärgern? Ich finde nein. Lachen oder wenigstens grinsen strengt weniger an als schimpfen, toben und fluchen — und der schweizerische Radiohörer hat genau den Sprecher, den er sich eigentlich wünscht.

E. B.

Zehn Minuten Sprachkunde

„In manchem Buch und Zeitschrift“

Viele Leute haben sich an Sätze wie die folgenden schon so gewöhnt, daß ihnen kaum noch etwas daran auffällt: „Beim Blättern in manchem Buch und Zeitschrift muß man feststellen, daß eine Reihe von Autoren anscheinend versuchen, so falsch zu schreiben, daß eine Anzahl von Lesern auf die Lektüre verzichten. Ein Teil der Verfasser haben das am zurückgehenden Absatz ihrer Schriften gemerkt.“ Recht so, wenn solche Autoren ohne Leser bleiben; doch auch die Rezension läßt einiges zu wünschen übrig. Daß Buch und Zeitschrift verschiedenen Geschlechts sind, haben wir in der Schule gelernt, wenn nicht schon vorher. Daß vorangestellte unbestimmte Zahlwörter wie „manche“, „wenige“, „viele“, „sämtliche“ mit den Substantiven gebeugt werden, weiß sicher ebenfalls noch jeder. Entfallen dagegen scheint manchem zu sein, daß er, in der Einzahl zumindest, auch Zahlwörter nach den Geschlechtern aller vorkommenden Substantive beugen muß, was eben „in manchem Buch und mancher Zeitschrift“ noch zu vermissen ist.

Eine Menge

Aber auch der richtige Gebrauch des Zeitworts in Zusammenhang mit Mengenbegriffen scheint, wie die Sätze zeigen, auf Schwierigkeiten zu stoßen. Folgt auf „eine Anzahl“, „eine Reihe“ und „ein Teil“ (übrigens auch auf: eine Menge, die Hälfte, eine Mehrheit, die Mehrzahl oder eine Zahl) ein kenntlich gemachter Genitiv, so steht das Verb im Singular. Also „eine Reihe von Autoren versucht“, „eine Anzahl von Lesern verzichtet“ und „ein Teil der Verfasser hat gemerkt“. Ist der Genitiv nicht erkennbar, so steht der Plural: „Eine Menge Menschen drängten sich.“

Klaus Müller

gesinnt und gesonnen

„Ich werde meine üblen Sprachgewohnheiten ablegen und hoffe, daß du mir weiterhin freundlich gesonnen bleibst,“ sagte sie. — „Nicht übel, was das Versprechen im ersten Teil des Satzes anlangt“, erwiderte er. „Im zweiten Teil hast du es jedoch bereits gebrochen. Wenn du Wert darauf legst, daß ich dir fernerhin freundlich gesinnt bleibe, solltest du deinen Sprachsinn schärfen und dich darauf besinnen, daß das in Verbindung mit ‚freundlich‘, ‚feindlich‘, ‚gütig‘ und so weiter immer wieder auftretende ‚gesonnen‘ sinnlos ist. ‚Gesonnen‘ leitet sich von ‚sinnen‘ her und läßt eine Ansicht, einen Willen, eine Bereitschaft erkennen. Du kannst also sagen: ‚Ich bin gesonnen, mit meinen schlechten Sprachgewohnheiten Schluß zu machen,‘ oder: ‚Ich bin nicht geson-